



Munde des Volkes noch immer als Kaiserstraßen bezeichnet werden, führen ohne aus dieser Zeit her. Ebenso schreibt man, wenn auch ohne historische Gewißheit, die Erkundung der Heinrichsberge im Seltelthale, der Erdsberg und Güntersberg bei Güntersberge diesem Kaiser zu, deren Wägen jetzt morisch und altersgrau in die frieblichen Hartzfelder herabfahren, oder von Wloos und Gestränck überwuchert nur mit Wäse aufzufinden sind.

Als eifriger Jäger ließ Heinrich noch an verschiedenen Orten in den wäldreichen Gegenden des Harzes Jagdschlösser erbauen, so z. B. Wolfleben, Harnestrotter, Sippinellien, woraus die kaiserlichen Palzen Wobfeld, Hartzgerode, Sippinellie hervorgingen. Während die letzten Orte, der eine als Stadt, der andere als Dorf, noch jetzt bestehen, hat sich dagegen von dem Wobfelde nur der Name erhalten. Der Ort, wo einst eine stattliche Burg sich erhob, von deren Zinnen die deutschen Kaiser in die herrlichen Wälder und in das schöne Wobfeld hinausschaute, wird jetzt nur durch einen grünen Rasenplatz unweit Nübeland bezeichnet, den nur Holzschläger und Jäger betreten oder Reisende aufsuchen, die eingetret der großen Vergangenheit mit Gefühlen der Bewunderung diese historisch merkwürdige Stätte betrachten.

Hier in Wobfeld war es auch, als Heinrich I. im Jahre 936 schwer erkrankte und seinen Tod herannahen fühlte. Er schrieb daher einen Reichstag nach Trfurt aus, um seinen Sohn zum Nachfolger wählen zu lassen, und zog von Wobfeld, als eine augenblickliche Besserung eingetreten war, selbst dahin, und von dort nach der kaiserlichen Pfalz Memleben an der Unstrut, wo er noch in demselben Jahre sein kaiserliches Leben endete. Er fand seine letzte Ruhestätte in der von ihm gestifteten Stiftskirche zu Quedlinburg, die dem Apostel St. Petrus geweiht war.

Im stillen Trauer feierte seine Gemahlin Mathilde alljährlich den Tag, an dem sie ihn verloren hatte, den 2. Juli. Sie verlegte später das Kloster Wittenberg nach Quedlinburg und stiftete das neue Stift mit reichen Gütern aus. Noch zweimündig starb sie im Jahre 1011, ein vortreffliches Bild des religiösen Sinnes jener Zeit — zurückgezogen von dem Treiben der Welt an diesem heiligen Orte und fand endlich neben ihrem Gemahl ihre letzte Ruhestätte.

Auch der zweite Kaiser aus dem sächsischen Hause, Otto der Große, weiste am liebsten auf den Bergen und in den Wäldern des Harzes, so oft sein vielbewegtes Leben und die Sorge um das Reich es zuließen. Besonders verbandt ihm die Stadt Goslar ihre erste Blüthezeit. Schon Heinrich d. II. hatte hier am Fuße des hochragenden Rammelsberges drei dicht neben einander liegende Thürschloßer mit Wall und Graben umgeben, zur Abwehr räuberischer Einfälle eine feste Burg an dem Bache Gose erbaut und so den Grund zu der Stadt Goslar gelegt. Aber als Otto oft und lange sein Hoflager in der aufblühenden Stadt hielt, wuchs sie rasch an Umfang und Wohlstand. Nicht wenig trug die um diese Zeit entdeckten Schätze des Rammelsberges bei. Das Hof eines kaiserlichen Jägers, Namens Ramm, soll hier einst mit den Hufen eine Silbergrube aus der Erde geharrt haben; der Kaiser ließ darauf eine große An-

zahl des Bergbaues hundiger Männer aus dem frankenklaube herbeiführen, die ihren Wohnsitz auf dem noch jetzt so bekannten Frankenberg nahmen, um die reichen Silbererze des Berges, der nun Rammelsberg genannt wurde, zu Tage zu fördern. Auch an anderen Orten des Harzes forschten die bergbaukundigen Franken nach den verborgenen Schätzen der Erde, und wo sie Erze fanden, begründeten sie neue Bergwerke. Von diesen reichlich stehenden Einnahmen konnte der Kaiser die Bischofsstühle von Magdeburg, Brandenburg, Havelberg, Merseburg und Naumburg mit freigelegter Hand ankaufen. Auch begann er bereits den Bau des Kaiserpalastes in Goslar, der erst von seinem Nachfolger vollendet wurde. Gleich seinem Vater weiste Otto auch gern in Quedlinburg, und manches bedeutungsvolle Stück der deutschen Geschichte spielt in den Mauern dieser Stadt. Hier war es, wo Otto seinem jüngeren Bruder Heinrich großmüthig verzieh; hier war es, wo Otto am Abend seines Lebens im Jahre 972 seinen letzten glänzenden Reichstag hielt. Wohl konnte er mit Genugthuung und Stolz auf die Macht Deutschlands, das Wert seines Lebens, hinblicken; denn hier in Quedlinburg erschienen mit Tribut die Gefandten des Dänenkönigs und aus den weiten Slaneländern bis zur Weichsel hin, die Otto dem Christen- und Germanenthum erschlossen hatte; ferner erschienen hier persönlich die Herzöge von Böhmen und Polen, um dem deutschen Kaiser zu huldigen; ja selbst die Ungarn, die noch vor kurzem Deutschland räuberisch überfallen hatten, schickten Gemahlin.

Neben ihm thronte seine edle Gemahlin Adelheid und sein Sohn Otto, der bereits als Kaiser und König zum Nachfolger gekrönt war, mit seinem jungen Gemahl Theopontus. Aber unmittelbar der Herrschaft des Reichstages folgte der Kaiser recht empfindlich an die Vergänglichkeith alles irdischen Glanzes erinnert werden, denn in diesen Tagen war es, wo sein alter Freund und Waffengefährte, der Sachsenherzog Hermann Billung, starb.

Der Kaiser zog im Vorgefühl seines nahen Todes von Quedlinburg über Merseburg nach Memleben; denn auch er liebte gleich seinem Vater den einfachen Königshof am Rande der goldenen Aue. Hier, kurz vor Pfingsten des Jahres 973 schloß der große Kaiser seine irdische Laufbahn in seinem 62. Lebensjahre. Seine sterbliche Hülle wurde in Magdeburg in der Kirche des heil. Mauritius beigesetzt.

Die beiden folgenden Kaiser Otto II. und Otto III. kümmerten sich weniger um die Städte des Harzes. Fast ganz in fremdländischer Sitte erzogen, war ihr Sinn mehr auf Italien gerichtet, während hingegen ihr Nachfolger, Heinrich II., wieder sehr oft im Harze verweilte. Besonders zeichnete er Goslar als seinen Lieblingsort aus, und viele Denkmäler seiner freigebigen Hand finden sich hier. Der kaiserliche Palaß, unter Otto dem Großen angefangen, wurde von ihm vollendet, verschiedene neue Kirchen und Kapellen erbaut, die Stadtmauern weiter hinausgeführt, dieselben mit tiefen Gräben und Wällen umgeben und feste Thürme zu Schutz und Zierde errichtet.

Zweimal verheiratete hier der Kaiser die deutschen Reichsfrüsten um sich, im Jahre 1009 und 1015, und hier feierte er auch sein letztes Pfingstfest, im Jahre 1024.

Professor der Mathematik, verwaltete 26 Jahre diese Stelle, beschäftigte sich durch seine Vorträge in der höheren Mathematik, Astronomie und Heldenlehre einen europäischen Ruf, aber nicht einen Kranz Ehre, so daß er so armthümlich lebte, daß man ihm wegen seiner Kürzlichkeit die Portionallieferer erließ.

Endlich erhielt er ein entzückendes Amt am Münster, welches ihm 6000, nach ein Paar Jahren 15,000 Rth. St. (300,000 M.) einbrachte, was er seiner hohen Würde bediente, die in intimer Beziehung zum allgegenwärtigen Minister Platonie stand.

Der arme Bauerjunge Jona war jetzt der berühmte, reiche Newton (nicht: Platon), der sich um die mathematischen Wissenschaften unsterbliche Verdienste erworben hat, so daß mit ihm eine neue Periode der Astronomie und Mathematik beginnt. Den in allen Ländern gefeierten Gelehrten verließ dabei England. Denn als er an einem Wintermorgen aus seiner Studierstube in die benachbarte Sonnentasche ging, um die Frühmesse zu hören, ließ er auf dem Tische die brennende Kerze stehen. Diese stieß in Händchen um, und wie Newton zurückkehrte, fanden seine auf dem Tische liegenden Schriften in hellem Brande. Unerlöschliche Kerze gingen verloren. Dieser Unfall gang dem 51-jährigen Gelehrten so zu Herzen, daß seine Geisteskräfte allmählich abnahmen und er selbst wunderliche Dinge schrieb, z. B. die Offenbarung Johannes mathematisch deutete. Im achtzigsten Jahre stellten sich allerlei Krankheiten ein, denen er dadurch begegnete, daß er nur Milch, Brot, Früchte und Pflanzensaft genoß. Fortan

fränkte er, wollte trotzdem seinen Pflichten als Präsident der Akademie der Wissenschaften nachkommen, und starb am 20. März 1727 als 83-jähriger Greis.

Eine nach London gebrachte Leiche wurde feierlich in der Jerusalemkavale aufgehoben, dann in die Bestimmungskirche übergeführt und dort links neben der Thür beigesetzt. Die Hügel des Leichentodes trugen der Vorstandler, zwei Kränze und zwei Girlanden. Sämmtliche Mitglieder der Akademie und die gelammte Gesellschaft folgten dem Sarge und die sächsischen Erben erldeten 32,000 Rth. St. (640,000 M.). Wie armthümlich ward dagegen unter nicht minder hochbedienter Kester begraben, verlorst als protestantischer Kester, betrogen vom Kaiser, nicht bedacht vom Reichstage!

**Literatur und Kunst.**

Wiederum liegen uns drei neue Bände des „Wissens der Gegenwart“ vor, dieses so verdienstlichen Unternehmens der Verleger G. Freytag und F. Tempelst in Leipzig und Prag. Der erste derselben Nr. XXI. enthält die 2. Abtheilung der „pyrenäischen Halbinsel“ (Spanien) von W. Willkomm. Das Werk bietet jedem, der sich ein gründlicher Kenntnis des pyrenäischen und Ebnischen Landes eigenst Werth über Spanien bilden will, das dazu nöthige Material, geordnet als eigener Urdanung, geordnet und gefaltet nach jenen Gesichtspunkten, welche

flaun zu verlassen, weil der Begleiter befürchtete, daß unser Förstler von einem Hübel dieser Wildschüme zu Boden geworfen werden möchte. Unserem großen Förstler Alexander von Humboldt verlicherten die itamerikanischen Eingeborenen, daß sich selbst der Jaguar im Walde scheute, unter ein Hübel Becas zu geraten, und sich, um nicht erbrüt zu werden, vor ihnen regelmäßig hinter einen Baum flüchte. — Hispanische nennt man diese Thiere, weil sie auf dem Rücken eine mit weitem Gange sich öffnende Drüse besitzen, welche Ujam absondert. Der kürzlich verstorbene Zoolog Fingiger in Wien hat in seinem Buche über die Nassen der Gattung Sus angeführt, daß die ersten Hauschweine, welche von Europa nach Amerika gelangten, im Jahre 1493 nach St. Domingo eingeführt worden wären und sich von dort in alle jene Landestheile der neuen Welt verbreitet hätten, in welchen die Spanier ihre Niederlassungen gegründet hatten. Auf diese Weise wären sie im Laufe eines halben Jahrhundert in den weiten Strecken vom 25. Grade nördlicher bis 40. Grade südlicher Breite heimisch geworden, hätten sich verhältnißmäßig schnell im fremden Lande acclimatirt und vermehrt sich dort mit derselben Leichtigkeit wie bei uns in Europa.

Ueber die Einführung der Schweine nach Nord-Amerika giebt unser Gewährsmann nichts an; wir halten es sich für unwahrscheinlich, daß einmal manche Thiere dieser Gattung von Süd- und Central-Amerika nach den nördlichen Staaten gekommen, daß aber auch andererseits direkt von Europa aus viele Schweine nach Nord-Amerika verschifft worden sind. In neuerer Zeit soll auch China viele Vorküsten einer nordamerikanischen Farmer geliefert haben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß eine der renomirtesten Rassen jenes Welttheils, das sog. Polend-China-Schweine, welches wir später noch näher betrachten wollen, seine Entstehung hauptsächlich der Einmischung chinesischen Blutes zu verdanken hat.

Wir ersehen aus den Berichten der landwirthschaftlichen Gesellschaften mehrerer Staaten, daß in Nordamerika die Schweinezucht sehr geschiedenartig betrieben wird. In den Distrikten mit ausgedehnten Waldflächen ist die Aufzucht und Haltung ganz anderer Art, wie auf den Farmen, welche in den Ackerbau-Distrikten liegen, aber überall scheint bei den Rüchtern das Bestreben vorhanden zu sein, die Schweine nach Möglichkeit in ihren Körperformen und in der Wastfähigkeit zu verbessern, und es werden zu diesem Zwecke überall großartige Versuche angestellt, neue — meist englische — Rassen werden von Europa eingeführt und diese mit den älteren amerikanischen oder asiatischen Schlägen geapart.

Großbritannien hat den dortigen Schweinezüchtern unfruchtig seine besten Rassen geliefert; man benutzte die Ober von Leicestershire, Berkshire, Hampshire, Suffolk und Essex zur Veredelung des Blutes, und es sollen hauptsächlich die Berkshire-Schweine sich rasch acclimatirt und fast in allen Staaten Nordamerikas eine vortreffliche Nachzucht geliefert haben. Man beschränkte sich aber nicht darauf, aus England frisches Blut herbeizuholen, sondern ließ auch aus Neapel und Portugal mehrfach edle Zuchtschweine kommen, und es behaupten verschiedene amerikanische Farmer, daß besonders die neapolitanische Rasse ungemein viel zur Verbesserung der Wastfähigkeit ihrer Schweine beigetragen hätten.

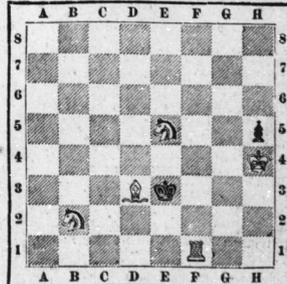
(Fortf. folgt.)

—2. Wer soll die Landwirthschaftsschule besuchen? Man schreibt uns: Es ist Thatache, daß die Mehrzahl derjenigen Straßen des Mittellandes, und nicht selten auch der höheren Städte, welche sich der Landwirthschaft widmen wollen, im allmählichen Falle nur so lange auf dem Ostrumme des Realgymnasiums der Oberreife, oder einer andern berechtigten Schule bleiben, bis sie die wissenschaftliche Qualifikation für den einjährig-vollständigen Dienst erlangt haben. Viele schicken ihre Schulbildung sogar schon erheblich früher ab und erwerben die nicht zu missende Berechtigung auf einer Pseise. Die einen wie die andern, besonders aber die letzteren treten dann ohne jegliche Vorbildung für den landwirthschaftlichen Beruf und mit Wissen in ihre Gewerkschaften ein, welche, welche um so bedeutungsvoller sind, als sie auch durch einen späteren Besuch der landwirthschaftlichen Hochschule in der Regel nicht ansgetan werden können. Der letztere steht in jedem Landwirth frei, welcher die wissenschaftliche Qualifikation für den einjährigen Dienst nachweist, aber diese Qualifikation schließt im allgemeinen die Kenntniss zum Studium durchaus nicht in sich, besonders dann nicht, wenn sie auf einer Pseise erworben wurde. Daß sie an und für sich problem, noch so allgemein als die für den Landwirth aus-

reichende Schulbildung angesehen wird, ist ein Umstand, welcher den Landwirth nicht zur Ehre, der Landwirthschaft selbst nicht zum Nutzen gereicht. Diese Erkenntniß hat zur Begründung der Landwirthschaftsschulen geführt, solcher Anstalten, welche die Berechtigung zum einjährigen Dienst neben einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung für den landwirthschaftlichen Beruf besitzen. Diese Schulen besitzen die mehr und mehr als zweifellos, daß sie ihre Bedeutung immer noch nicht allgemein genug bekannt. Zum Beginn des neuen Schuljahres, wo viele Bäter vor der Frage stehen, welcher Schule sie ihre Söhne anvertrauen sollen, sei deshalb darauf hingewiesen, daß die einzig richtige Vorbildung des Berufslandwirths, welcher seine Schulbildung mit der Erlangung der wissenschaftlichen Qualifikation für den einjährigen Dienst abschließen will, welche die Landwirthschaftsschule giebt. Es kann mit letzterer in Rücksicht auf das Bildungsbedürfnis des Landwirths keine Schule in Parallele gestellt werden. Denn sie bietet nicht nur das, was der Landwirth in mittlerer Lebensstellung an allgemeinem und fachlichem Wissen unbedingt nötig hat, sondern, während die wissenschaftliche Qualifikation für den einjährigen Dienst gewährt, über diese hinaus eine sehr gute Vorbildung zum Besuch der landwirthschaftlichen Akademie. Der Besuch der Landwirthschaftsschule kann daher mit gutem Gewissen auch allen denen empfohlen werden, welche die landwirthschaftliche Vorbildung auf letzterer zum Abschluß bringen wollen. Landwirthschaftsschulen hat jede preussische Provinz.

Ueber eine amerikanische Nebe bringt die Wiener landw. Anst. eine Notiz, welche auch für uns von Interesse ist. Prof. Dr. R. Köster, Vorstand der chem.-physik. Versuchsstation in Klosterneuburg, erbrachte in der Verammlung des Klubs vom 23. Jan. den geschichtlichen Nachweis, daß die Nebeausnutzung fortgedreht und daß ferner der bisher angewendeten Veredelungsmittel von Erfolg begleitet war. Wie in allen Zweigen der Landwirthschaft, muß man auch bei den Nebeausbeuten, an Stelle der für gewisse Verhältnisse nicht geeigneten Rassen solche angewenden, welche unter diesen Verhältnissen fortzuleben vermögen. Aber durch diejährige Veruche auf das bestimmte nachgewiesen ist, besitzen gewisse Nebeausbeuten amerikanischen Ursprungs die Eigenschaften, in einem von der Phylogenie infizierten Boden vorzuleben zu können. Es wäre daher eine Lebensfrage für den Fortbestand unserer Viehhaltung, insofern wie möglich für die Veredelung einer genügenden Menge amerikanischer Nebeausbeuten zu tragen, theils um einige Veredelung direkt zur Ausbreitung zu verwenden, theils um sie als Unterlage zum Anzüchten unserer edlen europäischen Sorten zu verwenden. Das Heranziehen von widerstandsfähigen Nebeausbeuten ist für die Zwecke der Nebeausnutzung der großen Heber schon infanzieren Gebiete unethisch, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen. Es würde viel zu lange dauern, ehe die Einleitung so weit herangedacht wären, daß sie zur Veredelung geeignet sind, und man hat bei den aus Samen gezogenen Nebeausbeuten die Möglichkeit für ihre volle Widerstandsfähigkeit. Im Hinblick hierauf ist es von Interesse, daß aus dem Berücksichte des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle auf Wunsch des Ministers für Landwirthschaft, Domänen und Forsten zwei Mengen für die Kultur amerikanischer Nebeausbeuten, welche von der Nebeaus nicht vernichtet werden, bestimmt begn. bereits in der nöthigen Weise vorbereitet sind.

S. 4. H. Schallopp. Aufgabe Nr. 88. Bau Nr. 6, 9, 15 in Wien.



Welch steht an und legt im 4. Zuge matt. (5+2=7)



nehmen Sie eine Cigarre, der Kaffee schmeckt sonst nicht, und tauchen Sie ein Stück Kuchen hinein!"  
"In die Cigarre?" dachte Friedrich, sprach es jedoch nicht aus.

"Na nun rücken Sie ran an den Tisch und machen Sie es sich bequem. Bequemlichkeit ist eine Hauptfache im Leben. Das unangenehme Gemäch ist mir widerwärtig. So — so mein lieber Herr Fintebwig! — Kommt doch, liebe Frau, und schenke den Kaffee ein! für mich und den Herrn — Herrn — beinahe hätte ich den Namen vergessen — aber warte einmal — ich besinne mich vielleicht noch darauf!"

"Aber lieber Konig," rief die Frau durch die Thürpforte herein — ich kann doch jetzt nicht! Die Miene nimmt mir unterdessen ein Stillsitzer an und schneidet sich Kuchen ab. Wenn ich weggegangen und zugesehlossen haben werde, dann komme ich gleich!"

"Ach so! da hast Du Recht!" seufzte Dilow. "Dann, lieber Herr Fintebwig, dann müssen wir noch eine Weile geduldig warten! wenn nur der Kaffee unterdessen nicht kalt wird! das macht mir Sorge! Aber meine arme Frau hat gar zu viel aufzupassen! Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen! Geschichten wer weiß wie lang!"

"Ach heisse Friedrich!" sprach dieser laut und deutlich seinen Namen aus, und bitte Sie, mir Auskunft zu geben, über die Verhältnisse des Dienstes, über den Willstand und dessen Wechsel, und wohin ich meine Thätigkeit zunächst zu richten habe. Es muß doch hier vieles nicht in Ordnung sein, da schon ein Hilfsaufseher hier ist und Sie selbst doch."

"Ich selbst?" rief der Förster ein, "ich selbst kann mir nunmehr Ruhe gönnen, da die Regierung zwei junge Leute zu meiner Unterleitung hergeschickt hat. Der Herrförster muß es doch für nötig halten, daß ich gehört haben will — aber ich höre keinen. Selbst als ich vor acht Tagen einmal im Hofschloß war, selbst da hörte ich nichts davon — und wenn der Herr Förster etwas gehört hätte, so würde er es doch gemeldet haben, auf ihn verlasse ich mich. Mein lieber Herr Friedrich, damit ist es nichts — darüber bin ich ganz ruhig! Bitte gehen Sie mir einen Stübchen herüber, sonst geht mir am Ende die Nase aus. — Wäre aber dennoch etwas an der Sache, wären Willbedie da, so würde ich doch zu großer Vorsicht raten — denn man kann nicht wissen — monomoralisch soll solche Nachrichten verwegen."

"Aber, lieber Herr Förster," rief ihm Friedrich ins Wort, "ist denn hier ein guter Willstand?"

"Kotswil gar nicht! Aber ein Restland war noch vor Kurzem hier, das einem das Herz im Leibe lachte. Freilich jetzt ist nichts mehr damit. Die Nachbarn! Die bösen Grenz-nachbarn! Das ist eine Gesellschaft, die schiefen alles zu Holze, was ihnen vor die Füße kommt! Schrecklich für einen

Jäger! Fischer hat es mir selbst gesagt, er ärgert sich bitter darüber, daß die Heide so selten werden."

Friedrich sah nach der Uhr. "Ich möchte gehen," sprach er, durch des Försters Munde nachdrücklich gemorden. Der Herr Oberförster gab ihm eine Revolverkarte mit. Ich hoffe, mich danach zurück finden zu können. Oder wollen Sie die Güte haben, mir die Grenzen zu zeigen?"

"Ich? Herr Friedrich? wo meinen Sie? Es geht ja bergauf und bergab! Die kann Ihnen der Fischer anweisen, wenn Sie sie nicht allein finden sollten."

Jetzt, bei wiederholter Erwähnung des andern Hilfsaufsehers, fiel es Friedrich ein, daß ihn dieser zum Kinderspielkaufe eingeladen hatte, von dem er dem Förster Dilow nichts sagen sollte.

Zwar hatte Fischer's Wesen durchaus keinen guten Eindruck auf ihn gemacht, indes hingehen wollte er dennoch, war es auch nur zu dem Zwecke, die Verhältnisse näher kennen zu lernen. Er verabschiedete sich also von Dilow, der ihn recht sehr bat, oft wieder zu kommen, besonders des Dienstes wegen, der ihm sehr am Herzen liege.

"Parbon!" rief er dem Abgehenden noch in der Thüre nach, "ich habe es vergessen zu fragen: Sind Sie verheiratet?"

"Nein!" antwortete Friedrich, höchlich verwundert über die Frage, die man von allen Seiten an ihn richtete.

"Es ist mir nur wegen meiner Frau zu thun, die nicht viel Umgang hat. Nun, dann rathe ich Ihnen nur eine Förster-tochter zu nehmen. Diese wissen in allem Bescheid. Sieht Sie einmal meine Frau an, lieber Herr, was sie arbeitet, alles, alles weiß sie und kennt sie, Haus- und Landwirtschaft, Gott, wenn ich nicht selbst um die Wirtschaft bestimmen sollte bei den vielen Dienstgeschäften, wo sollte das hinaus? Ohne diese Frau wäre ich ein geschlagener Mann. Beherrigen Sie meinen Rath und nehmen Sie sich eine Förstertochter. Bester Herr, ich meine es von Herzen gut mit Ihnen, das können Sie glauben."

Friedrich wüßte sich mit Gewalt loszureißen von dem neu errungenen, mächtigen für seine Zukunft besorgten Freunde, denn er glaubte nicht anders, als daß dieser irgenwo eine Förstertochter wisse, mit der er ihn zu verloben gedente. Das war nun aber nicht der Fall. Es war nur wohlwollende Fürsorge für das Glück des jungen Mannes, welches dem guten Dilow die Worte in den Mund legte, weil bei ihm selbst die Frau d.s. Centrum aller Sorgen und Wägen bildete.

Sonderbarer Mann das! dachte Friedrich, als er wieder den Berg mit der Kirchhainanpflanzung hinaufstieg, sich oben nochmals an der Aussicht ergötzte und dann, ein munteres Liedchen pfieffend, seine Schritte nach dem trauten Heim der Frau Hille lenkte.

Die nach dem Aussterben des sächsischen Kaiserhauses zur Regierung gelangenden Franken und Salier wollten auch gern in den Kaiserpalzen am Harze und mit besonderer Vorliebe in Goslar.

Schon Konrad II. that viel, besonders für den inneren Schmutz der herrlich aufblühenden Stadt; noch mehr aber sein großer Sohn, Heinrich III. Er erweiterte abermals die Mauern der Stadt, vollendete den Bau der St. Marienkirche, errichtete städtische Kurien für die Domherren und den Dom herum und füllte dieselben selbst mit vielen Kleinodien, namentlich mit kostbaren Reliquien aus. Hier in Goslar war es auch, wo dem Kaiser von seiner Gemahlin Agnes 1060 ein Sohn, der nachmals so unglückliche Friedrich IV., geboren und vier Jahre später auf einer großen Reichsversammlung auf den Wunsch des Vaters, der seinen nahen Tod ahnen mochte, zum Nachfolger beauftragt wurde. Vierzig Jahre später, im Jahre 1066, sehen wir selbst einen Papst, Viktor II., in Goslar's Mauern eingehen, um seinem kaiserlichen Freunde einen Besuch abzustatten und bei dieser Gelegenheit den prächtigen Dom einzurweichen. Von hier aus zog der Kaiser mit seinem hohen Geize und mit einem glänzenden Gefolge nach der kleinen Burg Wolfels. Aber während er sich hier den Freuden der Jagd hingab, erhielt er plötzlich die Nachricht, daß sein Heer von den Wenden bei Briliana gänzlich geschlagen sei. Dieser Unglückseligkeit folgte wenige Tage darauf der jähe Tod des großen Kaisers. Er starb den 5. October 1066 in den Armen des Papstes und in Gegenwart vieler Reichsfürsten. Bald bewegte sich aus den Thoren Wolfels ein glänzender Leichenzug und Wenig des Reichs von hier abgeköpft und nach Speier, der Grabstätte der fränkischen Kaiser, geleitet, sein Herz aber in silberner Kapzel im Dome zu Goslar beigelegt.

Wolfels glänzende Tage waren damit vorüber. Kein Kaiser hat seitdem wieder die Stätte betreten. Schon zwei Jahre und hundert Jahre später war die Burg in Trümmer gesunken; auch diese sind jetzt schon lange verschwunden und ihre Einruine herricht nun an dieser Stelle, wo einst Fürsten und Kaiser mit ihrem glänzenden Gefolge ein- und auszogen.

Die Wittve Heinrich III., Agnes, hat ebenfalls in Goslar mancherlei Zeugnisse ihrer Huld und Frömmigkeit hinterlassen. So flachte sie u. a. das Petersbild mit reichen Silberlein und ließ am Fuße des Petersberges, wo ein jenseitbarer, 60 Fuß hoher jülicher Sandsteinfels, der Christophsstein genannt, emporragt, eine Kapelle, der heil. Jungfrau gewidmet, ganz in Stein ausbauen, um Ruhe der Seele zu finden, wie die Sage erzählt. Einst war nämlich der Kaiser ein kostbarer Schmuck von Gold und Edelsteinen abhanden gekommen. Der Verdacht fiel auf einen Kämmerer und der vermeintliche Dieb wurde hingerichtet. Als der nächste Herbst die Räume entleert hatte, sah man auf einer Einde in der Nähe des kaiserlichen Palastes auf dem darauf erbauten Rabeneste etwas Glänzendes schimmern. Es war der verminte Schmuck der Kaiserin. Um ihre Schuld gegen den unglücklichen Kämmerer zu löshen, ließ sie in dem Saubsteinfels am Petersberge

jenes Kirlein bauen und täglich für des Kämmerers und ihrer Seele Zeit Messe lesen.

Während der Winterjährigkeit Heinrich IV. wurden der Blüthe Goslar's tiefe Wunden geschlagen. Da der Knie in den Händen ergriziger Erzbischofe war und dem Knie ein kräftiges Oberhaupt fehlte, so machte sich bald überall eine große Verwilderung der Sitten bemerklich. So mußte der junge Kaiser einst im Dome zu Regau selbst Jange eines blutigen Kampfes sein, den habgierige Pfaffen, Bischof Pajolo von Hildesheim und Abt Wiberand von Fulda, um weltlicher Ehren und Güter an heiliger Stätte ausfochten. Seit dieser Gräueltat schlossen sich die Pfaffen des Doms Jahre lang, bis endlich der Frevler durch den Erzbischof von Köln gelehrt und die entweihten Kampelhallen wieder gereinigt wurden.

Der jugendliche, von den Pfaffen systematisch irre geleitete Kaiser hielt anfangs am liebsten in Goslar sein Hoflager; er ließ sogar die 1065 abgebrannte Kaiserburg mit neuem Glanze wieder aufbauen, aber er verweilte auch die Stadt in sein verhängnisvolles Geschick. — In dem unheilvollen Kriege, der nun Deutschland zerriss, hat ein anderer Det im Harze eine traurige Berühmtheit erlangt, das ist die Harzburg, deren Ruinen, auf hochragendem Berggipfel unweit Goslar gelegen, jetzt einen der schönsten Aussichtspunkte des nördlichen Harzgebirges bezeichnen. Heinrich IV. hatte sich hier auf weischaender Bergeshöhe eine städtische Burg erbaut. Sie sollte der Sitz eines glänzenden Hoflagers werden, daher wurde sie auch umfangreicher und prächtiger gebaut, als es sonst bei den Burgen dieser Zeit zu geöhnen pflegte, die meist nur sehr beschränkte, bürstig ausgestattete Wohnräume darboten. Tiefe Gräben, hohe Mauern und feste Thürme umgaben sie; innerhalb der Burgmauern prangten reichgeschmückte Gemächer, auch ein Erbgebirg der kaiserlichen Familie und eine prächtige Kirche mit kostbaren Reliquien und anderem Schmucke ausgestattet. Aber all diese Pracht und Herrlichkeit sollte schon nach wenigen Jahren wieder zertrümmert werden. Immer größer wurde der Uebermut des Kaisers und seiner Umgebung, immer brüskender die Abgaben und der Unterhaltung des kaiserlichen Hoflagers. Als endlich die Sachsen sich gegen den Kaiser erboten und mit Heeresmacht herangezogen, floß dieser mit seinen Schützen und seiner Krone nach der kleinen Harzburg. Die Feinde schlugen gegenüber auf dem danach benannten Sachenberg ihr verhängnisvolles Lager auf, bestellten alle Auswege und brachten Heinrich in so große Bedrängnis, daß er auf heimlichen Wegen bei Nacht aus der Burg fliehen mußte. Wie die Sage erzählt, warf er die Krone, um sie auf alle Fälle vor dem Feinde zu sichern, in die tiefen Schloßruinen, woselbst sie späterhin von Schatzräubern wiederholt aber vergeblich gesucht worden ist. Wie die Sage erzählt, wurde die glänzende Harzburg zerstört, obgleich sie der Kaiser gern vom Untergange gerettet hätte. Daher wurde nur ägernd die zerstörende Hand an die prächtige Weite gelegt, nur die äußeren Ringmauern wurden allmählig wiedergerichtet, und Heinrich glaubte, das Volk würde seine Forderung endlich vergessen und sich beruhigen, wenn nur die übrigen

### Zucht, Haltung, Fütterung und Pflege der Schweine in Nord-America.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits in der vorletzten Nummer unserer Blätter für Belehrung und Unterhaltung darauf hingewiesen, daß in verschiedenen Staaten von Nord-America die Zucht der Schweine in sehr großem Umfang betrieben wird und alljährlich viele Millionen Stück dieser Thiergattung entweder dort zur Schlachtkamm kommen oder exportirt werden.

Somit wir aus den verschiedensten Berichten vorzüglicher Landwirtschafts-Gesellschaften, z. B. der Reports of the Iowa State Agricultural Society, erfahren, gibt es in Nord-America keine einzige Rasse, welche vom Stamme aller dort vorkommenden Schweine-Rassen gehört fremdlandischen Zuchten an, und die in America an vielen Orten heute noch wahrscheintlich vom Aus- oder Abfahrschweine (Dicotyles) haben wahrscheinlich sich abgenommen zur Bildung von Hausschweinen beigetragen. Es gibt zwei Arten dieser Gattung, Dicotyles torquatus (Cuvier) und D. labiatus; beide werden als Pecari und Tapazu, Nabel- oder Pfahmschweine bezeichnet; die letztere Art kommt nicht nur in Süd-America, sondern auch in den südlichen Theilen von Nord-

America vor, und es wird von diesem Thiere gesagt, daß es sich leicht zähmen ließe, wenn es jung eingefangen würde, auch könne man dasselbe dann mit dem zahmen Hausschweine paaren. Das Thier hat rotthraune, ziemlich lange, steife Borsten und liefert Fleisch, welches im Gedeihme unterm Schweinefleisch sehr nahe kommt. Das braunrote Hausschwein von Merillo wird von einigen Zootechnikern für ein Kreuzungsprodukt jenes Pecari gehalten. Dicotyles tabiatus wurde bislang nur in Süd-America angetroffen. Es ist merklich größer als D. torquatus, wird einschließlich des fünf Centimeter messenden Schwanzumwulsts 1,10 m lang und an der Schulter 40-45 cm hoch; dasselbe ist von diesem Verhalten durch einen großen Wuchs, Fleck an Unterleibe, sowie auch in der Färbung des Borstenbaars (am Rücken) auffallend unterschieden. — In allen waldreichen Gegenden Süd-Americas, bis gegen 1000 m über dem Meere, sind die Nabelschweine ganz gewöhnliche Erscheinungen, sie durchziehen in Rudeln von 30-50 Stück die Wälder, indem sie täglich ihren Aufenthaltsort ändern und zerhören bei diesen Wanderungen auch oftmals angebaute Felder. — Sie reisen ziemlich ungemächlich von Platz zu Platz, und es wird von Kenner getagt, man thue wohl, ihnen rechtzeitig aus dem Wege zu geben. Der Reisende beim Planzenjuch gen, sich hinter einen Baum-

der modernen Sänder- und Wälderunde maßgebend sind; eine Dorffestung der geographisch-geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Gestalt der bantischen Monarchie, ihrer politischen Verfassung, ihrer geistigen und materiellen Kultur, der Eigenart ihrer Bevölkerung in Charakter und Lebensführung. Anscheinend werden in dem vorliegenden Bande die einzelnen Provinzen von Central- und Nordbrunnen ausführlich geschildert. Die Karte dieses Reiches und streng sachgemäß, unparteiische Darstellung findet in zahlreichen, trefflich ausgeführten Illustrationen (11 Vollblätter und 27 in dem Text bedruckte Abbildungen) einen wissenschaftlich fördernden Schmuck. — Nr. XXXII. bietet uns die 1. Abteilung von S. Blümmers "Das Kunstgewerbe im Altertum." Nachdem in der von uns schon erwähnten ersten Abtheilung dieses Werkes die Kunst und Thätigkeit des antiken Kunstgewerbes dargestellt worden, behandelt der vorliegende Band die mannigfachen Erzeugnisse desselben mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung und Verwendung im privaten und öffentlichen Leben des Alterthums. Das Haus und seine Ausstattung bildet naturgemäß den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Mobiliars, der Geräte für Veleichnung, Heizung, Beleuchtung und Tisch, des Schmucks und Toilettenzubehörs, des Kultus und Privatnahrung der Schmuckstücke, Waffen und Wagen — mit einem Worte aller Geräthlichkeiten und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her verarmelte und, indem er sie künstlich herstellte, ihnen unbeschadet der praktischen

Nutzbarkeit auch die höhere Aufgabe stellte, sein tägliches Leben und Treiben zu schmücken und zu erweitern und, indem sie ihm durch ihre stille Gegenwart Ruhe und stetig auf etwas Höheres hinwiesen, ihn zu erheben und zu veredeln. — Nr. XXXIII. endlich enthält die "Le Tertium" von Otto v. Schorn. Dieses Buch enthält die Geschichte der Kunst der Zeit anzuwenden jedes Blatt ist ein schwebendes Segel, jeder Satz ein kräftiges Ader, jedes feiner bildliche Bild ein glücklicher Leitfaden für eine gute Weltfahrt, heute, wo allenthalben durch Sammlungen, Ausstellungen, Fachschulen das Kunstgewerbe überhand und besonders durch die Tertiumkunst zum Gegenstande besonderen Interesses und Aufmerksamkeits erhaben wird. Allen, die auf diesem Gebiete gehend, lernd oder lehrend sich bewegen, wird ein Buch willkommen sein, das in klarer, lebendiger Darstellung und überflüssiger Gliederung in eigenen Worten alle Zweige dieses Gegenstandes (Gewebe, Stoffe, Teppiche, Stickereien, Diamantenarbeiten, Spitzen, Arbeiten aus Leder, Porzellanarbeiten) umfasst, ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der Technik, des Stils und Inhaltes dieses Kunstgewerbes zeichnet. Die beiden in Leipzig erschienen in einigen Wochen: der Kunstgeschichte des Alterthums. Eine Festgabe zum Jubiläum des Reichsanwalters (ca. 6 Bogen, Nr. 1 W.). Ein namhafter Publist hat hierin die Ausdrücke des Staatsmannes, welche für dessen politische Ideen und Veleichnungen wie er der eigentümlichen chronologisch (1817-1885) zusammengestellt und eine

Zwingsburgen zerstört waren. Aber er irrte sich. Die Sachsen zogen abermals heran und zerstörten das glänzende Kaiser-

schloß mit der prächtigen Kirche. Als später der Kaiser wieder die Oberhand gewonnen, wurden eifrig die zerstörten Burgen wieder hergestellt, vor allen die Harzburg, in deren tiefen Burggraben der gefangene Sachsen herzog Wagnus schmachten mußte. Noch war sie nicht vollendet, als die Sachsen abermals gegen den Kaiser aufstanden, den inzwischen der Dammstrahl des Papstes getroffen hatte; sie erklärten wiederum die Burg und legten sie zum zweiten male in Asche. Hundert Jahre später, als der mächtige Welfenfürst Heinrich der Löwe geädert wurde, hielt es Friedrich Barbarossa für nötig, um die kaiserliche Residenz Goslar zu sichern, auch die Harzburg wieder herzustellen. So erhob sie sich zum dritten male aus Schutt und Asche in kaiserlicher Pracht.

Der letzte Kaiser, der in ihren Mauern weilte, war Otto IV. Als derselbe von dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. verdrängt wurde, lebte er hier die drei letzten Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit und starb auch daselbst im Jahre 1218. Seitdem waren die glänzenden Tage der Harzburg vorüber; bei der veränderten Kriegsweise der späteren Zeit verlor sie ihre Bedeutung und nach manchen wechselvollen Schicksalen fiel sie allmählig in Trümmern. Auf den von Wod und Gehärd überwachten Ruinen erhebt sich jetzt ein freundliches Gasthaus und an der Stelle, wo einst mächtige Kaiser throneten, wo oft blutiger Kampf tobte, lagern jetzt die frühlichen Schaaren der Parzaisenen und schauen mit Entzücken von hier hinauf nach dem hochragenden Brocken, einladend in die herrlichen Wälder und hinaus in das Land über zahllose freundliche Dörfer und gelegnete Stätten, die sich am Fuße des Burgberges ausbreiten.

Doch lehren wir noch einmal nach Goslar zurück. Die Zeiten des Glanzes waren jetzt auch für Goslar vorüber; es wurde nicht wieder die bevorzugte stiftliche Residenz wie zu den Zeiten der ersten sächsischen und fränkischen Kaiser, aber es hat doch noch nach Heinrich IV. manchen Kaiser und manche glänzende Versammlung in seinen Mauern gesehen. Hier in Goslars Kaiserhaus war es, wo die Geschichte des westlichen Hauses wiederholt bestimmt wurden, wo der erste Hohenstaufe, Konrad III., die Krone über den mächtigen Welfenherzog ansprach; und an derselben Stelle geschah es 16 Jahre später, daß Friedrich Barbarossa Heinrich dem Löwen, dem Sohne des Geschickten, das abgenommene Herzogtum Baiern wieder verlieh. Auch nach der Rückkehr von seinem ersten Zuge nach Italien verweilte Friedrich Barbarossa mit Heinrich dem Löwen längere Zeit in Goslar und belebte ihn hier auf einer glänzenden Reicherversammlung mit verschiedenen Burgen und Wäldern im Harze. Als später der Kaiser mit dem übermüthigen Welfenfürsten zerfiel, hielt sich Goslar treu zu des Kaisers Partei trotz der gefährlichen Nähe des gestirnten Herzogs und mußte dafür auch manche Drangsale erleiden, bis Heinrich des Löwen Macht gebrochen war und Friedrich Rothbart der hartbedrängten Stadt Hilfe und den ersuchten Frieden brachte.

kurze Lebensbeschreibung Bismarcks beigelegt. Das Büchlein ist für jeden Deutschen und denkenden Zeitgenossen interessant und lehrreich und wird nicht bloß als Andenken willkommen sein, sondern lebendigen Werth haben.

Deutsches Dichterbüchlein. Organ für Dichtkunst und Kritik. Herausgegeben von Paul Feine in Dresden. 2 Bänden. Die beiden erschienenen Bände 17 vom 6. Jahrgange dieser Zeitschrift enthält eine reiche Fülle sorgsam gewählter und mannschaftlicher Beiträge, und zwar: Gedichte von Max Schellerbach, H. Greiner, Th. Pulpinus, Wilhelm Hefel, Karl Boehmann, Jakob Wenzl, Niethold Fuchs, Gerhard v. Münchow, Alois Nibbichen, Hedwig Frielemp, Karl Maria Hecht, Adolf Zeibert, Otto Ernst und Franz Frey v. Schrend. — Julius Kerner als Dichter. (Schluß.) Von Fr. Wilmann. — Literaturhistorische Schilderung. Von Dr. Albert Koeler. — Literatur und Kunst. — Korrespondenz.

Die ethnographische Sammlung, welche unter Beihilfe von Herrn Dr. Carl von den Steinen von seiner erst kürzlich eingetretenden von uns erwähnten brasilianischen Forschungsreise durch das bisher noch gänzlich unbenutzte Stromgebiet des Amazonenflusses hat, ist vor einigen Tagen im kgl. Museum zu Berlin eingetroffen. Die Sammlung enthält eine Fülle des allerwichtigsten und ethnologisch werthvollsten Materials. Unter dem vielen und überausreichen, welches die Sammlung enthält,

Auch Philipp von Schwaben, sein Gegner Otto IV. und Friedrich II., sie alle verbrachten längere Zeit in Goslars Kaiserhaus und jagten in den nähen Forsten des Harzes. Der letzte Kaiser, der hier weilte, war Wilhelm von Holland; er zog aus Goslars Thoren im Jahre 1266 seinem unglücklichen Ende entgegen.

Die ehrwürdige Kaiserstadt, von deren Geschichte einig das Wohl und Wehe des ganzen Gebirges abhing, ist zwar jetzt nach wechselnden Schicksalen, vor kleinen Provinzialstädten herabgesunken, bietet aber dem Wanderer ein wohlthuendes Bild des Friedens und des bürgerlichen Blüthes. Ist von den Schönen und Denkmälern mittelalterlicher Kunst auch vieles verloren gegangen, so stellt uns aus Goslars früheren Tagen doch manche ehrwürdige Rest, deren bereits in diesem Blatte wiederholt Erwähnung geschehen.

Zum Schluß sei noch Blankenburg erwähnt, an das sich ebenfalls Kaisererinnerungen knüpfen.

Im 12. Jahrhundert vereinigte ein Graf Siegfried zwei Linien des hier blühenden Geschlechtes, die Blankenburger und regensteiner Linie. Derselbe hielt mit unerhöhtlicher Treue zu seinem Lehnsherrn, Heinrich dem Löwen, und wurde darum auch mit in dessen Sturz verwickelt. Als dem Welfenherzog die Reichsacht getroffen hatte und Graf Siegfried doch nicht von ihm lassen wollte, zog Friedrich Barbarossa im Jahre 1182 mit großer Heeresmacht gegen Blankenburg, lagerte sich auf dem jetzt noch so genannten Kaiserplateau, eroberte den Regenstein, verwißte die Stadt und Schloß bis auf den Grund und nahm die ganze gräfliche Familie gefangen. — Als am Ende des 16. Jahrhunderts die gräfliche Familie ausstarb, fiel die Herrschaft als erledigtes Lehen an die Herzöge von Braunschweig. Seine glänzende Epoche hatte Blankenburg im 18. Jahrhundert, als ein Jüwig des braunschweigischen Hauses hier seine liebende Residenz aufschlug, und besonders wurde das Ansehen der fürstlichen Familie bedeutend erhöht, als sich die Prinzessin Christian Elisabeth mit dem deutschen Kaiser Karl IV. vermählte. Sie ist die Mutter von Maria Theresia, welche in ihrer Jugend wohl oft hier gewohnt haben mag.

Blankenburg hatte auch vor allen Orten des Harzes den Vorzug, daß es nach langen Zeiten wieder einen deutschen Kaiser in seinen Mauern sah. Es war im Herbst des Jahres 1871, nachdem vor wenigen Monaten das deutsche Kaiserthum neuerlingst unter dem Scepter der Hohenstaufen wieder entstanden war, als Kaiser Wilhelm als Gast des Herzogs von Braunschweig in Blankenburg erschien.

Seit diesem weltgeschichtlichen Ereignis der Wiederaufrichtung eines deutschen Kaiserthums sind unser Heldenthiere Wilhelm und die Mitglieder des edlen Hohenstaufenhauses wiederholt im Harze gewesen. Wie einstmals in den glänzenden Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser erscholl hier dem großen Jahre 1871 wiederholt in den Harzwäldern das frohliche Hallelui der kaiserlichen Jagd. Hoffen wir, daß die Kaiser aus den Bergen und Wäldern zurückkehren. Möge auch unser greise Kaiser Wilhelm in seinem goldbeglänzten Alter noch öfter den schönen, grünen, duftenden Harz sehen!

leben wir hervor, daß bei diesen brasilianischen Indianern sich die sogenannte Aesthete — die auch sonst in verschiedenen Erdtheilen als ethnographischer Gegenstand gefunden wurde, vorfindet. Sehr eigenthümlich und von wahrer Riesengröße sind die hölzernen liebenswürdigem, ornamentierten Nippenspiele der Sava-Indianer. Als Wälder bedienen sich diese Stämme, von den Bacaris in den Quellflüssen des Amazonenflusses, die in kühlenförmige Holzgerüste geflochten sind. Diese Holzgerüste bestehen es, nur mit Hilfe ihrer Steinbeile niedliche Holzgefäße, eingemachte naturgetreue Vogelstalten, Schüsseln, kleine breite und ornamentierte Teller und Kassen, sehr originale „Heiben“, deren reibender Theil aus harten Palmendornen, die in ein Brett eingelassen sind, besteht, anzuheften. Unter den Schmuckgegenständen inest, wie bei allen Naturvölkern, das diesen Stämmen zunächst südländische Material, also in diesem Falle, die Indianer Federn von Papageien und anderen Vögeln, Muscheln, und Schneckchen, die Krallen und Zähne von Thieren, Pflanzenzweige, eine große Rolle. Auch die Kopfkunst ist durch eigene Produkte der dortigen Keramik in originaler und wissenschaftlich werthvoller Weise vertreten. Die altamerikanische Kunst des Sennens Stämmen gelangt zu dem, dagegen fand Dr. v. d. Steinen nur einen Indianerstamm vor, welcher die Kunst des Webens von Hänematten verstand.

### Aus dem Waldleben.

#### Die Amtsgenossen.

Das Dörfchen Grünrode lag etwa eine halbe Stunde weit von der Oberförsterei wie eingeklemmt zwischen büchsenbeholdenen Bergen. Gleich einem friedlichen Nestchen lag das kleine Dörfchen im Forste. Beim Eintritte Friedrichs ließen barfüßige, frisch auf den Dorfstraße spielende Kinder zurück in die Häuser, um den Eltern oder vielmehr alle Leuten das wichtige Ereigniß von der Ankunft eines fremden Jägers zu verkünden. Auch in ein etwas weiter ab gelegenes Haus, an dessen Fenstern schmucke Gardinen hingen, lief ein Junge mit der interessanten Botschaft.

Die Frau Hille, durch die Kinder aufmerksam gemacht, trat, von einem Hund begleitet, aus der Hausthür und reichte dem Jäger schon von fern die Hand entgegen, denn sie hielt auf Veranlassung des Oberförstereers alles zum Empfange des neuen Amtsgenossen bereit.

Mit freundlichem Gesicht und einem gewissen Stolze öffnete sie ein kleines recht nettes Zimmerchen, mit frisch bezogenem Bette, fast schlichtem Fragens, ob der Herr damit zufrieden sein würde?

Friedrich, der sich unter einer Holzhauswohnung nur eine elende Hütte vorstellte, war höchst überrascht von der Nettigkeit und Behaglichkeit, die er hier fand, und die Frau selbst, obgleich weit über die erste Jugend hinaus, erschien in sauberem künftlichen Anzuge und sprach sehr freundlich aber in einem fremdartigen Dialekt, wodurch ihre Rede etwas schwer verständlich wurde. Den jenseit und schmerzwehland an dem Fremden hinaufspringenden Hund nahm sie sofort auf den Arm damit er den Herrn nicht belästigen solle.

Haben Sie denn keinen Hund? frag sie. Ich verachte ihn an einen Freund, weil ich nicht wußte, ob ich ihn hier behalten könne.

„Du freilich, freilich! den hätten Sie mitbringen sollte, ich habe die getreuen Thiere sehr lieb und Ihren Hund hätten wir auch noch mit durchgeführt.“ Die Hüsaufseher, die bei uns wohnten, hatten alle Hunde!“ Dann sah sie mit einer gewissen Anbacht zu dem sehr buntfarbenen und mit goldenen Sternen besetzten Wäldern unseres Herrscherhauses auf, die sie alle mit Namen nannte, und dann zeigte sie auch auf die Photographien der Jäger, die sie früher in Wohnung und Kost gehabt hatten.

Oben begann Frau Hille von jedem der Originale eine lange Geschichte in ihrem Dialekte zu erzählen, als schnellen Schrittes der Hüsaufseher Fächler aus dem gardinenbehangenen Hause herüber kam und höflich an Friedrichs Fenster klopfte.

Noch in hatten die Weiden sich geblüht, aber demohgeachtet rief Fächler dem Angekommenen zu: „Willkommen Kollege! Willkommen hier bei uns! Wollen gute Freundschaft zusammen halten! he? Paßt sich herrlich, sprach er ohne eine Antwort abzuwarten, paßt sich herrlich, daß Sie gerade heute kommen! denn heute ist Kindtaufe bei mir und dazu will ich Sie hiermit freundlichst und kollegialisch eingeladen haben. Sie kommen doch gewiß? wie? ich rechne bestimmt darauf!“ Eine recht frohliche Kindtaufe soll es werden, das ist die Hauptsache im Eckelband! sonst hat man keine Freude davon! Ja, ja, so geht es, wenn man verheiratet ist! Sind Sie auch verheiratet?“ Friedrich konnte nicht zu Worte kommen. Die unerwartete Einladung von einem ihm völlig Fremden überraschte ihn, lieber hätte er abgelenkt. Doch der Beruf, der oft gemeinschaftliches Wirken nöthig macht, hatte die Weiden hier in dieser abgelesenen Verghlucht zusammen geführt, daher sagte er zu, wollte sich aber vorher doch noch, wie es der Oberförstler ihm befohlen, beim Förster Dilow im Forsthaus Hollebach vorstellen.

Bei dem . . . ? lachte Fächler laut auf. „Erwähnen Sie gegen den nichts, daß heute Kindtaufe bei mir ist! den lade ich nicht ein zum Kindtaufesmaße! der braucht nichts davon zu wissen. Nur meine intimsten Freunde werden Sie treffen. Wir sind ganz unter uns, wie man zu sagen pflegt. Haben Sie hübsche Geneise? oder Negebörne?“ Frug er plötzlich, seine Schwabe selbst unterbrechend. „Wohl habe ich einige. Es sind meistens Erbstücke vom Vater und Großvater.“

„Das ist gut! die kauft ihnen der eine meiner Freunde

logisch ab, fiel Fächler ein. Ein famoser Kerl der! bezahlt anständig, hat eine bedeutende Sammlung — handelt damit — ist überhaupt Wildhändler und Geweihtenner. Werden ihn fernen lernen! Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie um 5 Uhr von Hollebach zurück sind und gleich kommen. Dann wird der Prediger bereits fort sein und das Vergnügen kann beginnen. Adieu! ich habe es etwas eilig, ich muß meiner Frau in der Küche helfen und den Braten spicken. Also auf Wiedersehen heut Abend!“

„Den Braten spicken!“ wiederholte Frau Hille, die neugierig zugehört hatte, Fächlers letzte Worte, „ja ja! den Braten spicken! Aber Sie, lieber Herr Förster, Sie antworteten ja gar nicht auf Fächlers Frage; sind Sie wirklich noch nicht verheiratet?“

„Nein!“ sprach der Gejagte. Sonderbar! Es war heute schon zum dritten male, daß man dieselbe Frage an ihn richtete.

Das Forsthaus Hollebach liegt kaum 15 Minuten von Grünrode entfernt, an einem mit Strichbäumen bespungenen Bergzuge, von dessen Höhe vor dem Beschauwer sich ein herrliches Panorama ausbreitet. Das fruchtbare Thal mit seinen vielen Ortschaften, liegt wie ein Bild landschaftlicher Schönheit vor seinen Wäldern. Höhenzüge, auf denen noch alte Thürme, Ruinen stehen, und uns aus den Zeiten des Ritterthums erzählen, begrenzen die Aussicht, und der alte sagenhafte Hüsaufseher blickt weit hinaus ins Reich, dessen jetzt lebendes Geschlecht in patriotischen Gefühlen aufsteigt zu dem Wahrgeden der lange schlummernden und nun zu neuem Leben erstandenen deutschen Kaiserzeit!

Und dort in geringer Entfernung drängt sich das silberglänzende Band der Lahnstr. durch Höhen hindurch, all, überall neue romantische Gegenden durchfließend, am Fuße von alten Kaiserfelsen, Ritterburgen, Schloßern und in Schulen verwandelten Klöstern, bis zu den rebenbespungenen Bergen, wo sie sich mit der schwerfälligen Saale vereint.

Sehen konnte Friedrich allerdings so weit nicht. Doch die Phantasie, die schneller steigt als das telegraphische Wort, sie folgte dem Flusse und trug die Gedanken des Jägers dahin, bis zu seinen heimathlichen Gefilden.

Oben auf der Höhe stand er eine Weile still in Gedanken verfunken und blickte ins Thal hinauf, wo das Forsthaus Hollebach aus dunkelblauem Bodenwolle hervorbrachte.

Irren konnte er nicht; Frau Hille hatte es ihm zu genau beschrieben. Im Felde beim Forsthaus sah er unter Aussicht einer Frau eine Menge Leute mit Kartoffelknäueln beschäftigt. Offenbar war es die Frau Föhrerin selbst, die hier den Verwalter machte, der man es aber trotz ihres Arbeitsanzuges ansah, daß sie keine Tagelöhnerin sein konnte.

In reinem Hochgeist beizeichnete sie auf Friedrichs Frage den Förster Dilow als ihren Mann und geleitete den Amtsgenossen bis in die Stube, wo sie den Förster, mit feiner langen Pfeife beschäftigt, antrafen. Er sah zurückgelehnt im Großvaterstuhle, in Schlafrock und Pantoffeln, und blies diese Rauchwolken von sich. Er schim sich so glücklich zu fühlen, als säße er im Olymp, an den dazu gehörigen Wolken fehlte es wenigstens nicht. Sein Gesicht strahlte in Ruhe und Wohlbehagen, wenn der Blick das Emporstiegen einer neuen Tabakswolke verfolgte. Freundlich reichete er dem jungen Wamme die Hand zum Gruß hin und wäre beinahe aufgestanden, wenn es nöthig gewesen wäre. Da aber keine Frau einen Stuhl für den Gast neben den feitzigen hinrückte, so war es eben nicht nöthig und das Aufstehen konnte unterbleiben.

„Gott sei Dank!“ sprach Dilow zu dem Fremden, „Gott sei Dank, das endlich Hille sich mich kommt! Der Dienst ist ja schwer, zu anstrengend hier! Frau hat Du Raucher? bringe ihn doch herein, damit wir ruhig und gemüthlich mit dem Herrn — Herrn — wie heißt er doch gleich?“

„Ich heiße Friedrich.“ „Ach ja, Hindewig — also mit Herrn Hindewig über Dienstfachen sprechen können. Hindewig? ein nährlicher Name! der aber gut für einen Jäger paßt.“

„Entschuldigen Sie, ich heiße Friedrich.“ „Gute! für Namen habe ich gerade nicht das beste Gedächtniß! Also vergessen Sie gütlich, mein bester Herr, bitte

